

Vorerst hilft nur beten

Pumpspeicher Linthal wurde gestern eingeweiht - und muss sich jetzt neu erfinden

VON FABIAN HOCK, MUTTENALP

Ein klappiges Boot treibt mitten auf dem Muttsee. Zwei Männer in Fischermontur sitzen drin. Der vordere, wasserfest dank gelbem Anglerhut und Gummistiefeln, greift beherzt ins türkis-grüne Wasser. Die rund 130 Gäste auf der Staumauer, Lokalprominenz aus dem Kanton Glarus sowie einige Wirtschaftsvertreter, schauen gebannt zu. Der Mann unterm Gummihut schnauft und zieht mit letzter Kraft, es blubbert wie wild - und plötzlich hat er einen riesigen Stöpsel in der Hand. Den bringt er rüber zur Mauer und übergibt ihn dem Axpo-Chef. «Den Stöpsel geb ich am besten dem Herrn Walo», sagt der Fischer, setzt sich wieder in sein Boot und entschwundet in Richtung des gegenüberliegenden Ufers. Die Gäste klatschen, Walo lacht. Es ist ein schöner Tag oben auf der Muttenalp.

Es läuft der Festakt für das gigantische Projekt des Pumpspeicherwerks Linth-Limmern des Energiekonzerns Axpo, das CEO Andrew Walo gestern auf der Staumauer einweilte - und von einem Pfarrer segnen liess. «Segne dieses gewaltige Jahrhundertprojekt», sagte dieser und sprenkelte den Beton. Danach wird noch mal abgepumpt, um die noch ausstehenden Turbinen in Betrieb nehmen zu können. Deshalb der Stöpsel. Linthal ist auf gutem Weg Richtung Netzbetrieb.

Beistand von oben

Geld verdienen wird das Kraftwerk auf absehbare Zeit indes nicht. Die Freude über den gelungenen Festakt und vor allem über die Fertigstellung der längsten Staumauer der Schweiz, die zugleich mit 2500 Metern Europas höchstelegene ist, dürfte denn auch nicht allzu lang währen in der Axpo-Zentrale in Baden. Linthal wird von Beginn an Verluste einfahren, das sagt Walo ganz öffentlich. «Die ersten Jahre werden wir rote Zahlen schreiben.»

Ein Ausweg ist nicht wirklich in Sicht. Zumdest auf absehbare Zeit. Bestenfalls Hoffnungsschimmer, aber kein Befreiungsschlag. Und so kam dem segnenden Pfarrer auf der Staumauer eine eher unfreiwilige Rolle zu: Der ein oder andere Zuseher, der um die Lage am Strommarkt weiss, dürfte sich während des Festaktes bei dem Gedanken ertappt haben, der Beistand von oben sei das Einzige, was der Wasserkraft derzeit noch helfen kann.

Dabei gäbe es durchaus Verwendung für die Anlagen - wenn auch in einer Art, die die Konstrukteure ursprünglich nicht vorne auf dem Ideenzzettel hatten. Aus den Kraftwerken, die unter den jetzigen Bedingungen kein Geld verdienen, könnten Garanten der Versorgungssicherheit werden. Dies ist nämlich heute - entgegen der weitverbreiteten, aber falschen Ansicht - nicht die originäre Aufgabe der Kraftwerke und ihrer Betreiber. Aber der Reihe nach.

Lange Zeit verdienten die Wasserkraftwerke gutes Geld mit dem Ausgleich von Energiespitzen. Mittags, wenn die Herd-



«Segne dieses gewaltige Jahrhundertprojekt», bittet Josef Kohler auf der neuen Staumauer.

GIAN EHRENZELLER/KEYSTONE

26

Jahre ist es her, als zuletzt eine Staumauer auf Schweizer Boden eröffnet wurde. Seit gestern steht der Zähler wieder auf null. Mit dem Pumpspeicher Linthal hat der Energiegigant Axpo ein Jahrhundertprojekt abgeschlossen. Die ersten Jahre werden hart, das wissen alle Beteiligten. Doch Zeit genug wäre ja da: Mindestens 80 Jahre lang soll das Kraftwerk laufen.

platten heiss werden, muss mehr Strom ins Netz. Hier lag die Nische der Pumpspeicher. Obwohl sie solch gewaltige Dimensionen annehmen können, sind die Kraftwerke hochflexibel. Binnen weniger Minuten können sie grosse Mengen Energie abgeben - aber auch aufnehmen, wenn der Bedarf zurückgeht. Noch vor einigen Jahren war dies ein lukratives Modell, denn der Preisunterschied zwischen dem Strom, den man immer braucht, und jenem, der flexibel zu Spitzenzeiten zugeschossen werden muss, war gross. Das ist heute nicht mehr der Fall, denn eine Vielzahl von Anlagen neben der Wasserkraft bietet solche Dienste. Etwa die unzähligen Solaranlagen, die vor allem in Deutschland während der letzten Jahre zugebaut wurden. «Das alte Muster», sagt Axpo-Chef Andrew Walo, «ist vorbei.»

Neue Aufgabe

Hilft also tatsächlich nur noch beten? Nicht ganz. Denn längerfristig betrachtet gibt es durchaus einige Schrauben, an denen noch gedreht werden könnte. «Zuerst müssen die Wasserrätsen runter», sagt Dominique Candrian, Energieexperte und Managing Partner bei der Zürcher Beratungs- und Investmentfirma EIC Partners. Doch das sei erst der Anfang. Neben Vorschlägen wie einer Entschädigung etwa für den Beitrag der Wasserkraft zum Hochwasserschutz oder den häufig beschworenen Systemdienstleistungen, hier vor allem

beim Ausgleich der fluktuierenden Einspeisung von Sonne und Wind, findet Candrian vor allem eine Idee bedenkenswert, mit der gleich zwei Probleme auf einmal angegangen werden könnten: Die Wasserkraftwerke für die Gewährleistung der Versorgungssicherheit in der Schweiz heranzuziehen.

Mit dieser verhält es sich nämlich bislang so: Im Grunde ist niemand wirklich zuständig, dass hierzulande dauerhaft das Licht anbleibt. Die Energieunternehmen, welche die grossen Kraftwerke betreiben, haben die Aufgabe, diese so wirtschaftlich wie möglich einzusetzen, nicht explizit die Versorgungssicherheit zu gewährleisten.

Hier setzt Candrians Vorschlag an: «Man könnte eine sogenannte strategische Reserve anlegen, wie in einigen europäischen Ländern bereits geschehen.» Und wie dies übrigens beim Erdöl auch in der Schweiz völlig normal ist. Beim Strom eigneten sich die Wasserkraftwerke dafür bestens, sagt Candrian. Mit der Bezahlung für diese Absicherung würden die Kraftwerksbetreiber für die teilweise Aufgabe ihrer Verwertungsfreiheit - nämlich der über das gespeicherte Wasser - entschädigt.

Andrew Walo hält die Idee der strategischen Reserve, genau wie das ähnliche Konzept der Kapazitätsmärkte, das derzeit in Deutschland verfolgt wird, für sinnvoll. Neben der Öffnung des Strommarktes nach Europa könnte es einen Beitrag zur Rettung der Schweizer Wasserkraft leisten. Ganz ohne göttlichen Beistand.

Finanzplatz

Vier von zehn Banken schaffen Stellen

Zwei Verbände, zwei Studien: Obwohl die Absender aus der gleichen Branche stammen, kommen sie zu einem völlig unterschiedlichen Ausblick. In einer gestern präsentierten Umfrage des Arbeitgeberverbands (AGV) der Banken geben zwar 28 Prozent der befragten Finanzinstitute an, in den nächsten fünf Jahren Stellen zu streichen. Aber 43 Prozent rechnen damit, dass sie mehr Mitarbeitende haben werden. Die meisten gehen davon aus, bis zu 50 Mitarbeitende mehr zu beschäftigen. Vor einem Jahr war es noch umgekehrt: Da wollten 44 Prozent der Banken Stellen abbauen und nur 22 Prozent neue schaffen.

Kundenberater bleiben gesucht

Mehr Stellen werde es in der Kundenberatung, dem Personal- und Risikomanagement und der Compliance geben, der korrekten Geschäftsführung also. Der «Bedarf an hoch qualifizierten Mitarbeitenden» habe nicht nachgelassen, so der AGV weiter. Fast alle Geldhäuser klagen, sie hätten zu wenig Fachkräfte. Verschwinden würden Arbeitsplätze vor allem in der Informatik und im Backoffice, also den rückwärtigen Diensten.

Insgesamt kommt die Studie zum Schluss: «Der grosse Abbau ist nicht in Sicht.» Die Zahl der Banken-Arbeitsplätze schrumpfte seit Beginn der Finanzkrise um rund 7000 auf 103 000. Dass im ersten Halbjahr mehr als 3000 Stellen gestrichen worden seien, dementierte Verbandspräsident Barend Fruihof. Dies ergab eine letzte Woche veröffentlichte Umfrage der Bankiervereinigung. Stellen würden nur noch im Ausland aufgebaut, war deren Fazit.

Verlagerungen gibt es. Aber offenbar ist die Zahl der Bankenarbeitsplätze stabiler, als dessen Verband suggeriert. (SEI)

Arbeitslosigkeit

Keine Trendwende am Arbeitsmarkt

Zwar hat sich die Schweizer Wirtschaft in den letzten Monaten robuster gehalten als erwartet. Doch auf dem Arbeitsmarkt zeigt sich diese Entwicklung noch nicht. Die langersehnte Trendwende bleibe noch aus, sagte Boris Zürcher, Leiter der Direktion für Arbeit im Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco), gestern Freitag in einer Telefonkonferenz. Der Arbeitsmarkt hinke der konjunkturellen Entwicklung etwa drei bis sechs Monate hinterher. Ende August waren 142 858 Personen bei den Regionalen Arbeitsvermittlungszentren (RAV) eingeschrieben. Das sind 3548 Personen mehr als im Vormonat. Die Arbeitslosenquote stieg im August von 3,1 Prozent im Juli auf 3,2 Prozent. (SDA)

INSETAT

Bitte lächeln, besser ausgestattet geht nicht



CITROËN C3

AB CHF 11'990.–
ODER LEASING 0 %

MIT:

- > WINTERRÄDERN
- > KLIMAANLAGE
- > RADIO CD MP3
- > GE SCHWINDIGKEITSREGLER UND -BEGRENZER



CRÉATIVE TECHNOLOGIE

CITROËN empfiehlt TOTAL Angebote gültig für alle zwischen dem 1. und dem 30. September 2016 an Privatkunden verkauften und immatrikulierten Lagerfahrzeuge; nur bei den an der Aktion beteiligten Händlern. Empfohlene Verkaufspreise: Citroën C3 1.2 PureTech 82 Manuell Seduction, Verkaufspreis CHF 16'390.–, Cash-Premie CHF 3'000.–, Lagerprämie CHF 1'400.–, Kundenvorteil gesamt CHF 4'400.–, CHF 11'990.–, Verbrauch gesamt 4,5 l/100 km; CO₂-Emission 104 g/km; Treibstoffverbrauchs-kategorie C, Leasing 0 %, 37 Monate zu CHF 89.–, 10'000 km/Jahr, Restwert CHF 5'198.–, 30 % Anzahlung, Effektiver Jahreszins 0,04 %. Unter Vorbehalt der Genehmigung durch Citroën Finance, Division der PSA Finance Suisse S.A., Schlieren. Eine Kreditvergabe ist verboten, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. Vollkaskoversicherung obligatorisch. Abgeildetes Modell mit Optionen: Citroën C3 1.2 PureTech 110 S&S Manuell Feel Edition, Katalogpreis CHF 20'520.–, gesamt 4,3 l/100 km; CO₂ 100 g/km; Kategorie B. Der Durchschnittswert der CO₂-Emissionen aller immatrikulierten Neuwagen beträgt für das Jahr 2016 139 g/km.

[citroen.ch](#)